

Verlagspreis für Halle mit Einschluß des 250 Mark. durch die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr. Die halbjährige Zahlung kostet monatlich zweimal. Gratis-Belagungen. Mehreres Anzeigenblatt, Anzeiger Couriers, Landwirthschaftliche Mittheilungen. Sonstige Anzeigenblätter für den Saalekreis, Mittel-Elbmann, u. Landwirthschaftl. f. v. proo. Sachl.

Angestellte-Geliebter für Halle 15 Pfennig, für 20 Pfennig, Anzeigen an Sächsischen Reichsanzeiger 40 Pfennig. Angestellten-Anzeige bei der Expedition und allen Annoncen-Gesellschaften. Preisproben erbeten mit Brief, Leipzig, Magdeburger, Weichselstr. Nr. 168.

Wissenschaftliche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 171. — Jahrg. 190. | Halle a. S., Donnerstag 14. April 1898. | Bekantung u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Berliner Bureau: Berlin SW, Friedrichstr. 3.

Deutsches Reich.

* Der Kultusminister Dr. Bosse und Professor Mommsen, welche gestern früh in Hamburg eingetroffen sind, beabsichtigen, am Sonntag den 13. April das Saalburger Museum. Um 11 Uhr hielt Professor Mommsen vor dem Saalburger Verein über das zu erbauende Pratorium vor dem Saalburger als Neichsdenkmal. Um 1 Uhr fand im Schlosse Frühstücksstafel statt, zu welcher u. A. der Kultusminister und Professor Mommsen geladen waren.

* Der Kaiser wird nach einer Meldung aus Banglau, einer Einladung des Grafen Solms-Baruth folgend, Ende April diesen auf Schloss Mühlhausen befehlen.

* Die „Daily Mail“ meldet aus Hongkong unterm 13. April: Prinz Heinrich segelt heute auf dem „Gefion“ nach Shanghai ab. „Deutschland“ bleibt noch im Dock.

* Nach der Meldung der „Angusburger Postzeitung“ soll bei dem König Otto von Bayern Max Alerjewitsch festgehalten worden sein.

* Der Welt. Gen. Legationsrath Dr. v. Wachs, Direktor der Kolonialverwaltung, ist im Falle der Behinderung des Reichslandmarschall von dessen Betheiligung in den Kommando-Abwesenheiten der Schutztruppen an Stelle des bisher beauftragten Generalintendanten Grafen v. Wiedersheim betraut worden.

* Der deutsche Militär-Attache in Konstantinopel, Hauptmann Wagners, mochte gestern die militärische Übung der Militärtruppe bei, die unter der Leitung der türkischen Offiziere in der Umgegend von Stambul stattfand. Dies wird in Konstantinopel sehr bemerkt, da Militär-Attache sonst nicht zu solchen Übungen zugelassen sind.

* Im Mittelpunkt des politischen Interesses, soweit es sich um innere Fragen handelt, steht der heute früh publizierte Staatsministerial-Erlaß an die Oberpräsidenten der Provinzen gemischtsprachlicher Bevölkerung. Die „Polener Zeitung“ erkennt die Bedeutung des Erlasses an und meint, er liege unzweifelhaft im direkten Zusammenhang mit jenem Hinweis, der kürzlich als Regierungs-Erklärung bekannt gemacht wurde. Sie sieht darin eine weitere Etappe der mit der Einführung der wirthschaftlichen Hebungsmassnahmen eingeleiteten neuen Polenpolitik, kann sich aber damit nicht einverstanden erklären, daß die Regierungspolitik die Bevölkerung ein- und derselben Bundesprovinz in zwei Lager theilt. Wenn man solche mit deutschen Vorkern zu Gunsten des deutschheidlichen Polentums gedruckte Broschüren liest, wird man dies als Ueberbleibsel der Konsequenzen ansehen müssen, welche die Herrschaft des Vaterlandes mit sich gebracht hätte. Der Herrschaft aber, daß die Regierung es ist, welche die östliche Bevölkerung in zwei Lager theilt, nicht regierungstheoretisch, sondern in der That, wenn die Regierung nicht das falsche Prinzip hätte, den Auslegungen ihrer Erlasse gegenüber stehen zu bleiben. Dem Polentum die Welt sekundär natürlich die „Germania“, der Koszitschen Söhne näher stehen als die der Mutter Germania, unter deren Schilde das ultramontane Blatt einberichtet. Dieses Blatt steht in dem Erlaß eine Förderung des deutschen Elements neben dem Hundertmillionen-Fonds und hält ihn für schwer bedenklich. Warum? wird gefordert wird, daß die Beamten sich zwingen sollen, in ihrer dienstlichen und gesellschaftlichen Stellung den örtlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Auch wird seitens der „Germania“ betont die verkappte Demagogie befragt, daß es möglicherweise schon genügen werde, ein Beamter sei Katholik, um ihn für unfähig zu erklären, an der Erfüllung der Germanisierungsaufgabe mitzuwirken. Es ist schwer mit Leuten auszukommen, die stets Mißtrauen säen, noch schwerer aber mit Nihilisten. Man höre nur, wie die „Germania“ rüch, indem sie sagt:

„Das der „vaterländische Geist“ in den gemischtsprachlichen Provinzen gefährt werden soll, involviri überdies in dieser allgemeinen Fassung eine schwere Beschädigung der Provinzen, die 1896 und 1870/71 ihr Blut so gern und freudig wie alle reichthümlichen Elemente auf dem Felde der Ehre für das Vaterland geopfert haben.“

Das haben die Sozialdemokraten und Anarchisten auch gethan, denn im Lande der allgemeinen Wehrpflicht gibt es kein Zurückbleiben. Ein Verdienen ist die Wehrpflicht, der militärische Dienst ist einsehr Pflicht, nichts weiter. Die „Germania“ meint, daß trotz aller persönlichen Bedenken der Staatsministerial-Erlaß die nationalen Gegensätze nur verschärfen werde. Natürlich, denn die katholischen Geistlichen werden die Dinge so anzulegen, daß der harmloseste Mensch an Polenverfolgung glauben wird. Selbstverständlich greift auch die gesamte demokratische Presse den Erlaß aufs Grimmigste an. Besonders ist es die „Freie Ztg.“ des Herrn Eugen Richter und ihre Nachbeterinnen in der Provinz, die daran nagen. Der Grund dieser Bemängelung ist leicht erkennbar: Männer, in denen das deutsch-nationale Gefühl so lebendig ist wie es der Staatsministerial-Erlaß von den Beamten verlangt, werden natürlich auch die ihre Stimmung in den öffentlichen Leben bekundigen und ihre staatsbürgerlichen Pflichten in deutsch-nationaler Stunde wahrnehmen. Die „Freie Zeitung“ kann daher nach dem Staatsministerial-Erlaß noch weniger als vorher darauf rechnen, daß

deutsche Beamte in den Dänemark ihre Bestrebungen, die deutschen Wählerkreise im kleinlichen Partei-Interesse, selbst auf die Gefahr der indirekten Unterjochung des Polentums hin, zu isoliren, fördern werden. Im Geiste und im Sinne des Staatsministerial-Erlasses liegt es vielmehr, daß die deutschen Beamten auch in den politischen Kämpfen in den vorerwähnten Provinzen des Deutschthums stehen und die deutschen Elemente zu gemeinsamer politischer Aktion zu sammeln suchen. Dies ist natürlich der „Freie Zeitung“ unbekannt, aber von allen denjenigen, welche wirklich Herz für die Sache des Deutschthums in den Dänemark haben, wird der Staatsministerial-Erlaß auch unter diesem politischen Gesichtspunkte mit Freuden begrüßt werden.

* Seitdem die Errichtung einer technischen Hochschule in Danzig aus der Welt der Pläne in die der Wirklichkeit eingetreten ist, beschäftigt sich die nationale Presse unangelegentlich mit weiteren Plänen und Vorarbeiten, denn es erscheint undenkbar, daß die preussische Staatsregierung so große Summen für dieses eine Projekt aufwende, ohne gleichzeitig technische Vorbereitungsanstalten ins Leben zu rufen, durch die der Grundstock für die Schüler des neuen Polytechnums geschaffen werden müßte. Darüber hinaus aber vertritt man sich von der Hochschule nur dann einen durchschlagenden Erfolg, wenn gleichzeitig mit der Errichtung der Anstalten u. n. d. h. Schulen an geeigneten Orten hier und da, die Gelegenheit am günstigsten ist, allmählich gegründet werden. Die Bedürfnisfrage ist zudem nicht zu leugnen, denn alljährlich werden von der Dänemark aus westlich gelegene preussische und nichtpreussische Schulen der Art aufgeführt. Doch zunächst die Stadt Posen selbst als das geographische, wirtschaftliche, militärische und administrative Centrum der am meisten gefährdeten Provinz als Aequivalent für die so weit entlegene neue technische Hochschule eines reich dotirten und vielfachen Technikums bedürfte, ist eine Forderung, die sich schwerlich abweisen läßt, wenn man mit dem von Seiten des preussischen Staatsministeriums in Aussicht genommenen Maßnahmen thätigsten Ernst zu machen gedenkt.

* Einige Wähler drücken eine Meldung nach, daß der Reichsfinanzminister eine besondere Rüge darüber in Form habe, wie hoch die Summen waren, welche die Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten zur Verwirklichung landwirthschaftlichen Kreditbedürfnisses hergegeben hätten. Daß die Meldung unrichtig oder veripäpelt ist, geht daraus hervor, daß eine Uebersicht über die Thätigkeit der Versicherungsanstalten bis Ende 1897 vom Reichsversicherungsamt schon im Januar des laufenden Jahres herausgegeben ist. Die „N. N.“ bemerken darüber:

Es waren insgesamt zu dem angegebenen Zweck 17,4 Millionen von den Anhalten hergegeben oder bereitgestellt, und zwar sollte das Geld zu Hypotheken, Eisenbahnen, Land- und Wegeverbesserungen, Hebung der Viehzucht u. s. w. verwendet werden. Der Vorrath an Geld der ganzen Summe entfiel auf die Anzahl Anstalten, die 5,9 Millionen verwendet hatten. Es folgten Thüringen mit 3,2 Millionen, Brandenburg mit 1,9, Niederrhein mit 1,2 Millionen, Schwaben und Neuburg mit 1,2, Württemberg mit 1 und Hessen mit nahezu 1 Million. Der Rest vertheilt sich auf Hessen-Nassau, Oberbayern, Westfalen, Ostpreußen und Posen, Ostpreußen, Mittelrhein, Unterelbe und Niedersachsen, Brandenburg und Danzig. Ausfallen muß dabei, das von den 13 preussischen Anstalten nur 3 für die Verwirklichung landwirthschaftlichen Kredits hergegeben haben, während die 8 bayerischen Versicherungsanstalten fast sämtlich damit betheilig sind. Königreich Sachsen, Baden und Elsaß-Lothringen fallen gänzlich aus. Der Zinssatz, zu welchem die Gelder ausgetheilt sind, schwankt zwischen 3 und 4 % und zwar findet sich der erstere Zinssatz nur einmal bei der Anstalt der Provinz Brandenburg vor, wo das betreffende Geld zur Bekräftigung von Aufwendungen für Anstaltenverwirklichung verwendet worden ist, während der vierprozentige normal verzeichnet ist. Am häufigsten ist das Geld zu 3 % vergeben.

* Durch die Zeitungen ist in Verbindung mit dem Grundsätzlichen Diebstahl die Nachricht gegangen, daß aus der Oberleitung des Reichs-Postamts ein unterstehendes Reichsdruckerei ein Ueberdruckstempel verschwunden sei, der Ende der letzten Jahre zur Ueberstempelung von sogenannten Ueberbleiben Briefumschlägen der ehemaligen Norddeutschen Bundes-Postverwaltung geignet habe. Diese Nachricht ist, wie wir schon gestern bemerkt haben, in ihrer Beziehung unrichtig. Die Post führt dazu noch des Weiteren aus:

Als zu der erst 1879 erfolgten Gründung der Reichsdruckerei wurden die Wertheiden der Norddeutschen Bundes- und demnach der Reichspostverwaltung in der ehemaligen Preussischen Staatsdruckerei, die unter der Leitung des Preussischen Finanzministeriums stand, hergestellt. Die Reichsdruckerei selbst entstand aus der Veräusserung der vom Reich angekauften Preussischen Staatsdruckerei und der von Desterreich Geheime Ober- Hofdruckerei. Wie beiläufig bemerkt sei, wurde aus der Grundsatz aus der ehemals von Desterreich Ober-Hofdruckerei in die Reichsdruckerei übernommen. Was nun jene Ueberbleiben Briefumschläge betrifft, so sind diese in der Welt entfallen, daß die Norddeutsche Bundes-Postverwaltung die am 1. Januar 1868 ungültig gewordenen

und außer Umlauf gesetzten großen Bestände an Briefumschlägen der einzelnen Bundes-Postverwaltungen in der Preussischen Staatsdruckerei mit Norddeutschen Postverbleiben überließen, dieselben ausserdem mit einem Stempelanzug, der in Diamantdrückerei, die in vielfacher Wiederholung die Worte „Norddeutscher Postbrief“ enthielt, versehen und von Neuem in Umlauf gebracht. Zur Herstellung des Ueberdrucks war in der Preussischen Staatsdruckerei eine Anzahl von Stempeln im Gebrauch, die indes in mäßigem Ueberschuß im Jahre 1872 nach der amtlichen Bestimmung des damaligen Direktors der Staatsdruckerei vernichtet worden sind. Wenn im späteren Jahre als die Ueberbleiben Briefumschläge überhaupt keine amtliche Gültigkeit mehr hatten, so hätte dieselben derselben zu beträchtlichem Verkauf an Sommer aufgetaucht sind, so kann zu deren Anfertigung nicht ein Ueberdruckstempel verwendet worden sein, der Eigentum der Staatsdruckerei gewesen war, sondern es kann dabei nur ein von unbekannter Hand nachgebildeter Stempel benutzt worden sein. Die Reichsdruckerei hat mit der Sache selbst keine Befassung gehabt, und die gegentheiligen Behauptungen entbehren jeder Vergründung.

* Das Margarinegesetz giebt dem Bundesrathe die Ermächtigung, Grundsätze aufzustellen, nach welchen die Unternehmungen von Fetten und Säuren vorzunehmen sind. Solche Grundsätze sind in Form einer „Anweisung zur chemischen Untersuchung von Fetten und Säuren“ zur Ausarbeitung gelangt und haben die Zustimmung des Bundesraths gefunden. Die Anweisung giebt Vorschriften 1. für die Untersuchung von Butter, 2. für die Untersuchung von Margarine, 3. für die Untersuchung von Schmelzwachs, 4. für die Untersuchung der übrigen Speisefette und Öle und 5. für die Untersuchung von Säuren. In den Anweisungen sind nicht nur Vorschriften für die chemische, sondern auch für die mikroskopische Untersuchung der Fettsäuren und Anweisungen über die Art der Probe-Entnommen gegeben.

* Das „Journal officiel“ veröffentlicht das am 23. Juli 1897 in Paris zwischen Frankreich und Deutschland abgeschlossene Abkommen, durch das die Grenzen zwischen Deutschland und dem deutschen Logogebiet bezug. dem betreffenden Hinterland festgelegt sind.

* Tsung-li-Whamen und China. Der Bericht des Tsung-li-Whamen an den Kaiser von China über die Beilegung des Konflikts mit Deutschland liegt nunmehr im Wortlaute vor. Er recapitulirt zunächst in ausführlicher Weise die einzelnen Stadien der diplomatischen Verhandlungen, die deutschen Forderungen und die chinesischen Zugeständnisse, die so im wesentlichen durch die amtlichen Erklärungen unserer Regierung hinreichend bekannt geworden sind. Ein weiterer Hauptpunkt des Berichts bezieht sich auf die Verhandlungen über die Erwerbung der Kiautschow-Bucht von deutscher Seite bereits seit langer Zeit geplant und daß auch der Kaiser von China hiervon unterrichtet war. Das Tsung-li-Whamen bemerkt hierüber:

Indem wir die Unterhandlungen zusammenfassen, erlauben wir uns zu bemerken, daß China und Deutschland die jetzt feierliche Verträge zu Gunstigen hatten, ausgenommen vielleicht den Umstand, daß Deutschlands Erwartung, China werde ihm für seine Beilegung der Kiautschow-Bucht eine Entschädigung in Form von Geld zu leisten, nicht erfüllt worden war. Freilich hatte der chinesische Senat die Zustimmung des Tsung-li-Whamen auf die Zahlung geleistet, daß Deutschland im Gegenseitigen zu England, Frankreich und Japan seinen Hafen im Stillen Lizenzen, in dem seine Schiffe ankern und Kohlen einnehmen konnten, und daß es deshalb, weil es im Vergleich zu den anderen Nationen im Nachtheil sei, den Besitz von Kiautschow erstrebe. Infolge dieser Vortheile und in der Absicht, jeder Möglichkeit eines Zerfalls Deutschlands nach dieser Richtung vorzubeugen, suchten wir im Februar 1897 die Kaiserliche Genehmigung nach, in Kiautschow die alten Docks auszubauen und neue Docks bauen zu lassen.

Ferner sei noch der folgende der Einsicht der chinesischen Diplomatie Ehre machende Passus des Berichts hervorgehoben:

Als dieser Streit mit Deutschland ausbrach, versuchten mehrere andere Staaten einzugreifen, und die Zahl der Boten, die darüber eingingen, und der Zeitungartikel, die veröffentlicht wurden, war ungenügend groß; aber wir bekamen darauf, daß diese Angelegenheit zwischen Deutschland und China allein durch gemeinsame Beilegung ohne fremde Vermittlung erledigt werden müßte, denn wir waren überzeugt, daß diese Angelegenheit in Wirklichkeit nicht von dem Wunsch befeuert worden, China zu helfen, sondern daß sie unter dem Vorwande, als Vermittler anzutreten, im Geheimen nur ihre eigenen Zwecke verfolgen und daß daher China am Ende noch mehr geschädigt würde. Wenn schließlich die Entscheidung der fremden Mächte zu einem Freizeig führen sollte, der in China auszuführen würde, so würden die Schwierigkeiten für China ins Unbegreifliche wachsen. Für sie war deshalb der einzige vernünftige Weg der, diese Sache mit möglichstster Eile beizulegen.

Parlamentarisches.

Das Reichsamt der auswärtigen Verhältnisse ist im Abgeordnetenhaus ausgearbeitet worden. Die Reichsamt der auswärtigen Verhältnisse ist im Abgeordnetenhaus ausgearbeitet worden. Die Reichsamt der auswärtigen Verhältnisse ist im Abgeordnetenhaus ausgearbeitet worden.



[Nachdruck verboten.]

Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

37) Autorisirte Uebersetzung von Adolf Neuhoff.

Man ſchickte ihm Spione in die Zelle, um ihm das Geſtändniß durch ein unbedachtes Wort zu entlocken. Man verſuchte ihn ſelbſt betrunken zu machen! Aber Alles vergebens! Seine Angelegenheit lag in den Händen eines Beamten, der am Gymnaſial-Theater einmal ein Sittenſtück zur Aufführung gebracht hatte, und der ſich jetzt des Dramas von Sargos mit liebender Hingebung annahm. Er hielt Lokaltermine ab, er vernahm alle möglichen Leute, die zu der Geſchichte auch nur in der entferntesten Beziehung ſtanden, er verfolgte mit unheimlichem Eifer die geringſten Spuren, er verſorgte die Zeitungen mit Mittheilungen, die in einem glänzenden Stile geſchrieben waren und die dem Falle immer neue Seiten abzugewinnen wußten.

Dieſer romaniſchreibende Jurist benahm ſich ſeinem Angeklagten gegenüber ſtets mit vollendeter Lebenswürdigkeit. Er überhäufte ihn mit kleinen Aufmerksamkeiten und verſchmähte es ſelbſt nicht, ihm die neueſten Kalauer zum Beſten zu geben. Es fehlte nicht viel, dann hätte er ihm ſeine Theaterſtücke vorgeleſen. Lazar ließ Alles ruhig über ſich ergehen, wenn er auch manchmal nicht übel Luſt verſpürte, den guten Mann aus ſeiner Zelle hinauszuerwerfen und ihn zu bitten, ſeinen Geiſt wo anders leuchten zu laſſen.

Jedenfalls erhielt der Beamte das Geſtändniß nicht, das er auf alle Welt herauszubekommen ſuchte. Vielleicht hätte er es doch erreicht, wenn er Etienne ſympathiſcher geweſen wäre. Denn der Gefangene hatte mehrfach Augenblicke vollkommener körperlicher und geiſtiger Erſchlaffung, in denen er Alles geſtanden hätte, was man von ihm verlangte. Eine Lüge, die man fortwährend von verſchiedenen Perſonen als Wahrheit bezeichnen hört, erſcheint einem als ſolche, und Etienne fragte ſich mehr als einmal, ob er nicht doch das Verbrechen zu Sargos begangen hätte! Beging er es doch faſt jede Nacht in ſeinen Träumen immer wieder von Neuem, und wenn er dann Morgens aufwachte, mußte er ſich erſt kräftig die Augen reiben, um ſich zu vergewiſſern, daß es nur ein Trugbild geweſen.

Zuweilen erwachte der Gefangene aus dem dumpfen Hinbrüten, in dem er ſeine Zeit meiſtens verbrachte, und verſuchte nachzudenken. Die Thatſache der Vergiftung als ſolche ſtand wohl feſt, da ſo viele Leute, Sachverſtändige, Dienſtboten, Beamte, vereidete Aerzte ſie übereinstimmend bekundeten. Aber wer konnte das Verbrechen begangen haben?

Etienne zerquälte ſich den Kopf. Verſchiedene Namen kamen ihm auf die Lippen, aber keinen von ihnen wagte er vor den Richtern ausdrücklich zu nennen. Roſa Marie? Nein, nein! Schlecht war ſie nicht, das ſchöne, leiſenſchaftlich liebende Weib! . . . Frau von Manzanil? Die alte Megäre war ihm allerdings im höchſten Grade unſympathiſch und da ſie auf das Erbe hoffen durfte . . . doch nein! Auch ſie hielt er nicht für fähig, ihren Bruder zu tödten! . . . Aber wer war es denn ſonſt?

Es war Etienne, als wenn er vor einem ſchwarzen, zähnebenden Abgrund ſtände.

„Ich bin es nicht geweſen!“ rief er dann verzweifeln immer wieder aus.

Man gab ihm einen ſehr tüchtigen Verteidiger, der den berühmten gewordenen „Jall“ eifrig ſtudirte. Beſonderes Gewicht legte er auf das Zeugniß der Frau Mirales, von dem er manche Aufklärungen erwartete.

Aber die junge Wittve hielt ſich in Barcelona bei ihren Verwandten auf. Ihre Wunden waren ſehr bedenklicher Natur geweſen, und namentlich die in der linken Seite hätte leicht tödtlich verlaufen können. Roſa Marie beſand ſich noch fortgeſetzt in einem höchſt aufgeregten Zuſtande, und die ſpaniſchen Aerzte erklärten, daß ſie vor Ablauf mehrerer Monate nicht über die Grenze gebracht werden dürfte.

Der Gerichtshof willigte deshalb ein, die Sache Hontarrede bis zu der Jannarfeſtion zurückzuſtellen. Aber über Frau Mirales blieb man ohne weitere Nachrichten. Würde ſie es nicht ſcheuen, ſich der Neugier und dem Gerede des Publikums auszuſetzen? Und würde ſie deshalb nicht Alles thun, um ein Erſcheinen an Gerichtsſtelle zu vermeiden?

Etienne hoffte ſtark auf dieſe Zeugin, aber ſein Verteidiger zählte kaum mehr auf ſie.

Das Jahr ging zu Ende, ohne daß die junge Wittve ein Lebenszeichen von ſich gegeben hätte. Der Gefangene ſchrieb ihr einen verzweifelten Brief, in dem er ſie bat, ihm zu Hilfe zu kommen. Aber ſie antwortete ihm nicht einmal.

War ſie denn todt? Verſchiedene ſpaniſche Blätter berichteten im Gegentheil, daß ſie ſich beſſer befände.

Als Etienne das erfuhr, ſetzte ſich ein tiefer Haß gegen dieſe nichtswürdige, hübiſche Frau in ihm feſt, die nur Unglück um ſich her verbreitet hatte und um derentwillen vielleicht drei Menſchen ſterben mußten.

„Sollte ſie denn wirklich unerbittlich bleiben,“ ſagte er ſich, „weil ich ſie einſt verſchmäht habe? Wird ſie mich wirklich in dieſem fürchterlichen Neze zu Grunde gehen laſſen, wo ſie wahrſcheinlich nur die Hand auszuſtrecken brauchte, um mich aus ihm herauszuziehen? Wird ſie es wirklich ruhig geſehen laſſen, daß die Geſchworenen mich in wenigen Tagen ungerecht verurtheilen, mich, den ſie noch vor kurzem mit ſolcher Leidenschaft geliebt hat? Oh, dann wäre ſie das gemeinſte und verworfenſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden! Wenn ich ſie jetzt zwiſchen den Fingern hätte!“

Er ballte die Fäuſte und knirschte mit den Zähnen, während ſeine Augen drohend aufleuchteten.

„Ich werde mich bis zum Aeufferſten verteidigen!“ erklärte er. „Oh, ich bin viel zu gut geweſen! Das war mein ganzer Fehler. Aber ich werde mich an dieſen Weibe rächen! Maq man mich zu zehn, zu zwanzig Jahren verurtheilen, gleichviel! Wenn ich nur eines Tages Gelegenheit finde, ihr die ſchönen, falſchen Augen auszureißen!“

Die Wochen vergingen. Der 20. Januar kam heran. Eines Morgens holte man Etienne aus ſeiner Zelle heraus, zwei Gendarmen führten ihn durch lange Korridore und düſtere Säle, in denen Advokaten herumwimmelten, und über breite Treppen, auf denen ſich gaffendes Volk zuſammendrängte, zu einer niedrigen, engen Thür. Als ſie geöffnet wurde, bemerkte er eine Anzahl von Köpfen, deren Geſichter ſich mit geſpannter Miene auf ihn richteten. Einer machte immer einen längeren Hals als der andere, und eine Anzahl junger Damen machten von ihren Lorquettes den ungenierſten Gebrauch.

Etienne beſand ſich im Schwurgerichtssaal. Er wurde bei dieſer Szene todtbleich, ſodaß man ihn ſich niederſetzen ließ.

Die Anklageſchrift wurde von einem näſelnden Aktuaris verleſen, und unmittelbar daran ſchloß ſich die Vernehmung. Etienne hatte ſich inzwiſchen gefaßt. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er kurz und beſtimmt. Er verſicherte ſeine Unſchuld, er erklärte, daß er niemals der Liebhaber Roſa Marias geweſen wäre, daß er niemals daran gedacht hätte, ſie zu heirathen, daß er Niemandem um das Cocain gebeten hätte und daß, wenn Mirales wirklich vergiftet worden ſei, ein Anderer der Mörder ſein müßte.

Demgegenüber beschränkte sich der Präsident darauf, auf die Beweisstücke hinzuweisen, Briefe, Flasche, Tasse u. s. w., die auf dem Gerichtstische ausgebreitet lagen, und mit den Schultern zu zucken, dabei die stereotypen Worte murmelnd!

„Die Herren Geschworenen werden darüber zu entscheiden haben.“

„Aber diesen Brief habe ich gar nicht an Frau Miralez geschrieben,“ rief Etienne dazwischen.

„An wen denn?“

„An Fräulein von Sartilly!“

„Und das Couvert? War das auch für Fräulein von Sartilly bestimmt?“

„Das Couvert gehörte zu einem gewöhnlichen Geschäftsbriefe, den ich von Manzanil, die unter ihrem schwarzen Kreppschleier ungewöhnlich groß aussah und der die Zuhörer einen sympathischen Empfang bereitete, konnte seine Aufmerksamkeit nicht in höherem Grade erregen. Er beschäftigte sich mit ganz anderen Dingen. Er dachte an seine Mönchszeit, an den Frieden jener fernen Tage, an die Leiden, die er damals mit freudigen Herzen getragen hatte. Er erinnerte sich der Geschichte eines Trappisten, den er im Kloster von Montsaur hatte sterben sehen. Diesem Mönche war ein mit Mais vollbeladener Wagen über beide Beine gegangen und hatte sie gebrochen. Ein Arzt war ins Kloster gerufen worden und hatte die Amputation beider Beine für notwendig erklärt. Der Trappist willigte ein. Als man ihn aber mit Chloroform zu betäuben versuchte, sträubte er sich dagegen. Er wollte wach bleiben und die Schmerzen in ihrem vollen Umfange fühlen, um seine Sünden zu sühnen. Und er sang aus vollem Halse fromme Lieder, während man ihm die Beine abschneidte. In der Woche darauf war er gestorben, in mystischer Märtyrerverzückung, seine entsehligen blutenden Stümpfe mit verklärten Augen betrachtend.“

„Diese Erklärung erweckte im Zuschauertraum ein ungläubiges Murmeln. Die öffentliche Meinung war mit ihrer Ansicht fertig.“

Etienne ließ den Kopf sinken. Er gab jetzt alle Hoffnung auf. Seine Kräfte begannen ihn von Neuem zu verlassen. Er kniete fast zusammen unter dem herausfordernd forschenden Auge des Staatsanwalts.

Die Zeugenvernehmung begann. Aber der Angeklagte schien nichts von den Aussagen zu hören, die da gemacht wurden. Selbst Frau von Manzanil, die unter ihrem schwarzen Kreppschleier ungewöhnlich groß aussah und der die Zuhörer einen sympathischen Empfang bereitete, konnte seine Aufmerksamkeit nicht in höherem Grade erregen. Er beschäftigte sich mit ganz anderen Dingen. Er dachte an seine Mönchszeit, an den Frieden jener fernen Tage, an die Leiden, die er damals mit freudigen Herzen getragen hatte. Er erinnerte sich der Geschichte eines Trappisten, den er im Kloster von Montsaur hatte sterben sehen. Diesem Mönche war ein mit Mais vollbeladener Wagen über beide Beine gegangen und hatte sie gebrochen. Ein Arzt war ins Kloster gerufen worden und hatte die Amputation beider Beine für notwendig erklärt. Der Trappist willigte ein. Als man ihn aber mit Chloroform zu betäuben versuchte, sträubte er sich dagegen. Er wollte wach bleiben und die Schmerzen in ihrem vollen Umfange fühlen, um seine Sünden zu sühnen. Und er sang aus vollem Halse fromme Lieder, während man ihm die Beine abschneidte. In der Woche darauf war er gestorben, in mystischer Märtyrerverzückung, seine entsehligen blutenden Stümpfe mit verklärten Augen betrachtend.

Diese Erinnerung tröstete Etienne. Wenn er nicht den Spott dieser gottlosen, sensationslüsternen Menge herauszufordern gefährdet hätte, würde auch er die Hände gefaltet und mit lauter Stimme gebetet haben, während seine Richter ihn auf das Blutgerüst schickten.

Aber er war doch nicht mehr fromm genug, um sich an diesen himmlischen Tröstungen genügen zu lassen. Er mußte auch an Genoveva denken, die er so sehr geliebt hatte. Er sah wieder die Quelle vor sich, die Lichtung, die Laube, kurz alle jene Orte, die für sein Liebesleben eine besondere Bedeutung gewonnen hatten. Er hörte wie von einem fernen Echo die süßen Worte und die zärtlichsten Schwüre, die sie ihm zugeflüstert hatte. Er sagte sich, daß ein Mensch, der solche reinen Freuden in seiner Vergangenheit genossen hat, nicht berechtigt ist, sich über die Gegenwart zu beklagen, wie fürchterlich sie auch sein möge. Im Gegentheil, er mußte Gott danken . . .

In diesem Augenblick fühlte Etienne eine Hand, die seinen Arm berührte. Aus seinem Grübeln aufwachend, wandte er sich zur Seite und bemerkte seinen Verteidiger, der sich zu ihm hinüberbeugte:

„Frau Miralez ist eben angekommen! Sie hat mir ihre Karte hereingeschickt!“

Der Advokat benutzte die Pause, die nach der Beendigung der Vernehmung eines Zeugen eintrat, indem er sich erhob und mit deutlicher Stimme sagte:

„Herr Präsident! Ich bitte um die Erlaubnis, eine Karte verlesen zu dürfen, die man mir diesen Augenblick übergeben hat: Frau Lorenz Miralez, die eben in Bordeaux angekommen ist, bittet den Gerichtshof, sie zu vernehmen; sie hat wichtige Mitteilungen zu machen und hält sich in dem Vorsaal zur Verfügung des Herrn Präsidenten.“

Die Verlesung rief in dem Zuhörerraum ein allgemeines Klüstern und Murmeln hervor, das schnell bis zu einem Brausen anschwellte.

„Die schöne Frau Miralez!“

„Die Rose von Granada!“

„Wir werden sie sehen!“

„Segen! Segen bleiben!“

Der Präsident gebot Schweigen.

„Gerichtsdienerr!“ befahl er. „Führen Sie Frau Miralez herein!“

XXXI.

Wieder erhob sich ein Summen und Brausen, alle Köpfe reckten sich in die Höhe, und alle Blicke richteten sich in gespannter Erwartung auf die Thür.

„Ruhe!“ rief ein Gerichtsdienerr mit schneidender Stimme.

Da öffnete sich die Thür und herein trat eine unansehnliche, abgemagerte, hinkende Frau, über deren rechte Wange sich eine lange Narbe hinzog. War es möglich? War das wirklich dasselbe Weib, das man einst die Rose von Granada genannt hatte? Auf den Gesichtern aller Anwesenden malte sich die höchste Verblüffung, und selbst einer der beizigenden Richter machte eine Grimasse herbster Enttäuschung.

Etienne sah die Frau verständnislos an, ohne in ihr gleich Frau Miralez wieder zu erkennen.

Sie war es in der That. Aber wie verändert sah sie aus! Die Krankheit hatte ihre schönen Formen zusammenschrumpfen lassen; die Arzte hatten ihr beim Herausnehmen der Kugel, die in der linken Seite saß, den Hüftknochen verletzt, so daß ein Hinken zurückgeblieben war. Der erste Schuß ihres Mannes hatte ihr die Wange durchlöchert und, da die Schönheit der Frau in der Harmonie der Linien begründet ist, das Gesicht verunstaltet; auch der Glanz ihrer Augen schien erloschen zu sein.

Rosa Marie fühlte instinktiv den Eindruck, den sie auf die Anwesenden machte. Sie wurde feuerroth und fing leise an zu weinen, denn wie eine Scham der verletzten Unschuld giebt es auch eine Scham der entschundenen Schönheit. Etienne ahnte den Grund ihrer Thränen und er verzieh ihr in seinem Herzen.

„Frau Miralez,“ sagte der Präsident, nachdem er Name und Alter der Zeugin festgestellt hatte, „ich ertheile Ihnen nunmehr das Wort zu der Vergiftungsaffäre, der Ihr Gatte in Sargos zum Opfer gefallen ist, und die Ihren früheren Geliebten Hontarrède hier auf die Anklagebank geführt hat.“

Rosa Marie empfand ein leichtes Frösteln bei diesen übelwollenden Worten, aber kein Zeichen der Mißbilligung war aus dem Kreise der Zuhörer zu vernehmen. Sie begriff, daß alle Anwesenden ihr von Grund aus feindlich gesinnt waren und daß man sie als die eigentliche Ursache des Verbrechens betrachtete, das Etienne vorgeworfen wurde. Sie trocknete ihre Thränen und sagte darauf mit bewegter, aber fester Stimme:

„Herr Präsident, Etienne Hontarrède ist niemals mein Geliebter gewesen!“

Ungläubiges Lächeln malte sich auf den Zügen aller Zuhörer.

„Das kennt man schon!“ murmelte ein junger Rechtskandidat mit aufgewirbelten Schnurrbartspitzen.

Aber Rosa Marie ließ sich durch Nichts einschüchtern. Mit energischer Stimme fuhr sie fort:

„Wenn ich nicht vier Monate hindurch in Folge der Verwundungen, die ich am 15. August erhalten habe, ans Bett gefesselt gewesen wäre, so würde Herr Etienne Hontarrède wegen des schändlichen Verbrechens, dessen man ihn bezichtigt, gar nicht erst angeklagt sein. Mehrere Wochen schwebte ich in Barcelona in dem Hause meiner Verwandten in Todesgefahr. Als mein Zustand sich dann langsam besserte, haben mir die Personen, die die Sorge für mich übernommen hatten, Nichts mitgetheilt, weder von dem Tode meines Mannes, noch von der Verhaftung seines Sekretärs, weil sie fürchteten, daß die Aufregung, in die ich durch diese Nachrichten voraussichtlich gerathen würde, mir verhängnisvoll werden könnte. So kam es, daß ich erst am ersten Tage des neuen Jahres aus den Zeitungen erfuhr, was sich inzwischen in Frankreich ereignet hatte. Diese Dinge regten mich furchtbar auf, denn ich zweifelte nicht einen Augenblick an der Unschuld des Herrn Etienne.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Die neuesten Fortschritte in der Beleuchtungstechnik.

Von Rudolf Curtius.

Als vor ungefähr anderthalb Jahrzehnten das elektrische Licht in Gestalt der Siemens'schen Bogenlampe und des Edison'schen Glühlichtes weitere Verbreitung zu finden begann, schien es mit der Zukunft des Gaslichtes vorbei zu sein und man glaube schon den Zeitpunkt ausrechnen zu können, in welchem überall die Gasbeleuchtung von ihrem jüngeren Bruder, dem elektrischen Lichte, verdrängt sein würde. Daß es mit dem Prophezeien aber so eine Sache ist, zeigte sich auch hier. Der den Gasgesellschaften aufgezwungene Kampf um die Existenz spornte zum Auskugeln von Verbesserungen an, und so kann man den Werdegang der heutigen Beleuchtungsindustrie am treffendsten als einen Erfindungswettkampf zwischen Elektrizität und Gas bezeichnen.

Der glänzendste Fortschritt der Gasbeleuchtung war entschieden die Erfindung des mit seltenen Erden wie Uran imprägnirten Glühstrumpfes durch Auer von Welsbach. Nachdem aber die anfänglichen Schwierigkeiten überwunden waren, mit welchen die Erfindung Jahre lang zu kämpfen hatte, begann eine Ausbeutung des Publikums, wie sie kaum je zuvor stattgefunden hatte, die natürlich die Freude an der eleganten Erfindung verkümmern mußte. Es entstand eine Konkurrenz, welche die Glühstrümpfe mit den Salzen anderer seltenen Metalle wie Cer, Thorium, Didym u. A. imprägnirte, und nachdem die bis in die letzten Instanzen durchgeführten Rechtsstreitigkeiten namentlich in Deutschland zu Ungunsten der Auergesellschaft geendet hatten, war die bedeutende Verbilligung des Gasglühlichtes, welche demselben noch eine weite Ausdehnung sichert, nicht mehr länger zu Gunsten der Aktionäre aufrecht zu erhalten, die bis zu 80 Prozent und darüber vom Anlagekapital als Dividende erhalten hatten.

Mit Vortheil hat man die Anwendung des Glühstrumpfes auch auf die Petroleum- und Spirituslampe, welche letztere ihm eigentlich die Entstehung verdankt, angewendet. Diese hat zum Schaden der Spiritus produzierenden Landwirtschaft des Ostens, welche große Hoffnungen darauf gesetzt hatte, nicht allgemein Eingang gefunden. Dagegen gewinnt das Petroleumglühlicht täglich mehr Anhänger, besonders nachdem die einst so zerbrechlichen Glühstrümpfe so dauerhaft konstruirt werden, daß auch in der Familie jede nur einigermaßen vorsichtige Hand damit umgehen kann.

Diese größere Haltbarkeit macht das Glühlicht auch für die Straßenbeleuchtung verwendbar und hier bedeutet es, abgesehen von seinen äußeren Vorzügen, eine ganz kolossale Verbilligung gegenüber den alten Brennern, wie das Beispiel Berlins beweist, welches, soweit es nicht elektrisch beleuchtet wird, das Gasglühlicht allgemein einzuführen gerade im Begriffe steht und dadurch an Gas trotz bedeutend höherer Leuchtkraft jährlich weit über eine Million Mark sparen wird.

Der Gasbeleuchtung erstand aber in ihrer Bedrängniß durch das anscheinend unaufhaltsam Terrain erobrende elektrische Licht ganz unvermuthet ein starker Bundesgenosse in Gestalt des jetzt so häufig genannten Acetylens. Bei diesem Körper, den die Naturwissenschaft seit Jahrzehnten genau kennt, wiederholte sich der schon oftmals beobachtete Vorgang, daß die technischen Vorzüge eines Materials von Seiten der Theoretiker lange übersehen werden, bis der Praktiker plötzlich die große Bedeutung desselben erkennt und nutzbar macht. Das Acetylen, ein Gas von unangenehm knoblauchartigem Geruch, konnte früher in den Laboratorien durch umständliche und kostspielige Prozesse nur in kleineren Mengen dargestellt werden. Den Amerikanern, welche uns trotz des hohen Standes der deutschen Elektrotechnik bezüglich der praktischen Anwendung im großen Maßstabe unendlich weit voraus sind, gelang es, im elektrischen Glühofen unter Luftabschluß aus Kohlenstaub und Kalkstaub eine neue chemische Verbindung, das schnell berühmt gewordene Calciumcarbid, darzustellen. Dieser Körper ist nur ein einzelnes Glied einer ganz neuen Gruppe chemischer Körper, der Carbide, welche eine gewaltige Umwälzung auf technischem Gebiete herbeizuführen im Begriffe stehen und, um nur ein Beispiel zu erwähnen, unabhängig von Kartoffeln, Getreide und anderen mehlsaltigen Feldfrüchten die Herstellung des Alkohols im Großen aus seinen Elementen: Kohle, Sauerstoff und Wasserstoff, ermöglichen.

Durch einfaches Begießen des Calciumcarbids mit Wasser entwickelt sich ein Strom von reinem Acetylen, welches, wenn es in geringen Mengen dem gewöhnlichen Steinkohlengas zugesetzt wird, dessen Leuchtkraft außerordentlich erhöht und, wenn es untermengt aus geeigneten Brennern mit kleinen Oeffnungen verbrannt wird, ein goldig glänzendes Licht von außerordentlicher Schönheit ergiebt. Ein nicht zu unterschätzender Vortheil desselben ist, daß das Calciumcarbid ohne Schwierigkeit überallhin verschickt werden kann und daß der Entwicklungsapparat im Wesentlichen nur aus einer den langsamen Zufluß des Wassers regulirenden Maschinerie besteht, welche wenig Raum einnimmt. Damit ist die Möglichkeit eröffnet, in entlegenen Villen und Landhäusern, überhaupt an allen von den städtischen Kulturzentren abgelegenen Orten eine außerordentlich effektvolle Beleuchtung einzuführen. Selbst Fahrradlaternen für Acetylen gas sind schon seit einiger Zeit im Gebrauch und zeigen die Vielseitigkeit der neuen Beleuchtungsart. Obendrein scheinen nach den jetzigen Verhältnissen Calciumcarbid und Acetylen die einzige Möglichkeit zu gewähren, uns in den Wohnräumen von dem für den Kleinverbrauch noch immer fast unentbehrlichen Petroleum unabhängig zu machen, welches dank dem Fiscalismus der Finanzminister und dem wucherischen Vorgehen der amerikanischen Trusts und Ringe viel zu hoch im Preise steht und uns anscheinend in nächster Zeit noch mehr vertheuert werden soll.

Inzwischen ist aber auch die Elektrotechnik nicht still stehen geblieben. In manchen Beziehungen arbeitet das elektrische Licht ökonomischer als Gas; denn während eine Gasflamme nur 1/3 Prozent der ihr zugeführten Kraft in Licht umsetzt, verwandelt eine Glühlampe 5 Prozent, eine Bogenlampe gar 8 Prozent in Licht. Freilich ist dabei der ungeheure Verbrauch an Energie nicht berücksichtigt, der in den die Dynamos antreibenden Dampfmaschinen und in den Feuerungsanlagen stattfindet und schließlich das elektrische Licht doch noch theurer macht als die anderen Beleuchtungsarten. Es mehren sich daher tagtäglich die Anlagen, welche die schier unerschöpfliche Wasserkraft unserer Ströme, Flüsse und Bäche zu billiger Licht-, Kraft- und Wärmeerzeugung ausnutzen und für die Zukunft die Unentbehrlichkeit der Kohle für den Hausgebrauch als kein utopisches Phantasiebild mehr erscheinen lassen.

Die Technik der Bogenlampen hat eine wesentliche Verbesserung dadurch erfahren, daß man den zwischen den Kohlenstäben derselben überschlagenden Lichtbogen mit einer Glasglocke umkleidet, welche der Luft nur in sehr beschränktem Maße Zutritt gestattet. Dadurch erhöht sich die Brenndauer der theuren Kohlenstifte mindestens um das Zwanzigfache.

Großes Aufsehen erregten die Versuche Tesla's mit elektrischen Strömen von hoher Wechselzahl und Spannung. Es klingt fast unfassbar, ist aber nichtsdestoweniger unumstößliche Thatsache, daß man heute über Ströme verfügt, welche einige hunderttausend Mal und häufiger in einer Sekunde die Richtung wechseln. Bringt man eine Glasröhre, aus welcher der größte Theil der Luft herausgepumpt wurde, in die Nähe eines solchen Stromes, so leuchtet sie in hellem Glanze auf. Da dieses Licht eine direkte Wirkung des Stromes ist, stellt sich der Elektrizitätsverbrauch hierbei 5 bis 10 Mal niedriger als bei den gewöhnlichen Glühlampen. Leider entweichen aus der zuleitenden Leitung noch immer sehr bedeutende Mengen der Wechselströme; wenn aber diese Schwierigkeit erst einmal überwunden sein wird, muß das Tesla'sche „Licht der Zukunft“, wie es genannt wird, unzweifelhaft große Bedeutung erlangen.

Inzwischen hat Professor Nernst in Göttingen die Welt durch Erfindung eines neuen elektrischen Glühkörpers überrascht, dessen technische Einzelheiten mit Rücksicht auf das noch schwebende Patentirungsverfahren noch nicht völlig bekannt gegeben sind. Man weiß jedoch von der Erfindung wenigstens soviel, daß sie in dreifacher Beziehung einen großen Fortschritt bedeutet. Der neue Glühkörper ist nicht absolut schwarz, sondern besitzt, wie sich der Techniker ausdrückt, eine sogenannte auswahrende Emission. In Folge dessen ist das von ihm ausstrahlende Licht nicht gelblich wie das der bisherigen Glühlampen, sondern blendend weiß; ferner erfordert die neue Glühlampe nur ungefähr den dritten Theil des bisher notwendigen Stromes und endlich kann der Glühkörper in geeigneter Form auch zur Erzeugung außerordentlicher Hitzegrade verwandt werden, welche sich auf anderem Wege kaum erzielen lassen und dem jüngsten Zweige der Elektrizität, der Elektrochemie, neue werthvolle Impulse geben.

Wer in dem Kampfe Sieger bleiben wird, das elektrische Licht oder das Gasglühlicht, kann heute schwerlich vorausgesagt werden. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings zu Gunsten der Elektrizität, welche sich in rapidestem Fortschreiten befindet. Aber auch die Gasbeleuchtung ist noch nicht an den Grenzen der Leistungsfähigkeit angelangt. Vor ganz kurzer Zeit erst ist die Auergesellschaft an eine bedeutende Vermehrung ihres Kapitals geschritten, die bezweckt, dem Erfinder Auer von Welsbach eine neue Entdeckung auf dem Gebiete des Gasglühlichts, welche noch geheim gehalten wird, abzukufen und auszubenten, und so können wir denn in der nächsten Zeit auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik wieder wesentliche Verbesserungen in praktische Wirksamkeit treten sehen.

Allerlei.

Die Ehejubelungs-Medaille, welche im Jahre 1886 von Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta gestiftet wurde, wird, was vielen unserer Leser nicht bekannt sein dürfte, nur an würdige, einer Unterstützung nicht bedürftige Ehepaare in Preußen und in den Reichslanden zur Erinnerung an die Feier ihrer goldenen Hochzeit verliehen. Die in Silber geschlagene Medaille trägt auf der einen Seite die Bildnisse des Kaiserpaars und auf der anderen Seite den Bibelspruch: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Röm. 12, 12.“ — Nach der Stiftungsurkunde sollen nur solche Ehepaare die Medaille erhalten, welche sich stets durch einen sittlich-reinen, friedlich-frommen Wandel ausgezeichnet und sonach in einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Weise durch ihr eheliches Leben, wie auch durch einen häuslichen, wirtschaftlichen Sinn vor Anderen sich besonders hervorgethan haben, so daß sie durch eine solche musterhafte Führung als ein Vorbild in der Gemeinde betrachtet werden können.

Eine Kühne Reisende ist Frau Isabelle Massieu, welche in der letzten Sitzung der Pariser Gesellschaft für Erdkunde ihre jüngsten Reiseerlebnisse vortrug. Nachdem sie bereits verschiedene andere Erdtheile besucht hatte, ging ihre letzte Reise durch ganz Asien. Sie durchstriefte Siam, Birma, das Mekongthal mitten durch die Shan-Völker. Das Jangtsethal wurde besucht, die mongolische Wüste durchquert, und dann ging's über Taschkent, Samarland und Kaufasien nach Hause. Das sind, wenn man sie auf der Karte sieht, lauter Länder, in denen man bisher noch nicht gewohnt war, Damen allein spazieren zu sehen. Frau Massieu schließt sich so würdig ihrer Landsmännin Frau Dieuloufos an, die in Gesellschaft ihres Mannes ebenfalls Asien bereist hat.

Ziegenhirten aus den Pyrenäen. Aus Paris schreibt man: Eine der Merkwürdigkeiten der französischen Hauptstadt sind die Ziegenhirten aus den Pyrenäen, die, wenn der Frühling im Anzuge ist, in den Straßen auftauchen und mit ihren Ban-Schalmeien die Aufmerksamkeit der Ziegenmilch bedürftigen Bevölkerung auf sich lenken. Sie haben gewöhnlich 4 bis 5 Ziegen bei sich, die sie an Ort und Stelle melken. Dieses Jahr empfing die Polizeivärselung einige 20 Ziegenhirten-Anmeldungen. Die Zahl der Ziegen darf 10 nicht überschreiten, da sonst der Straßenverkehr gehemmt werden würde. Es ist ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Wonne der das Vittorese liebende Pariser gleich auf der Straße aus nicht immer vertrauensverwendenden Bleckhännchen seine Ziegenmilch schlürft, die ihm besonders würzig und heilkräftig dünkt. Er versetzt sich dabei auf die grünen Hochgebirgsmatten der Pyrenäen mit ihren duftigen Alpenkräutern, die den glücklichen Ziegen als Nahrung gedient haben. Wie kindlich-naiv er doch ist! Die Hirten sind zwar geborene Chevrriers pyrénéens, das weisen sie alljährlich schriftlich nach, aber die Ziegen haben die prächtigen Almen der Pyrenäen niemals gesehen. Sie sind in den Vororten Neuilly, Levallois und Cligny geboren und aufgewachsen und mithin waischeite Pariser. Dort kaufen sie die Pyrenäen-Hirten, wenn sie von der fernem Heimat ankommen, und verkaufen ihrer Milch nur durch ihre heimische Hirtenrecht den so geschätzten göüt des montagnes!

Der „Doyen“ der Wurstmacher Europas ist dieser Tage in einer kleinen Ortschaft von Wales gestorben. Der achtbare Mann, der William Nees hieß, hat ein Alter von 104 Jahren erreicht. Seit 91 Jahren war er im Wurstgeschäft thätig. Ein englischer Statistiker hat sich sofort des todtten Wurstmachers bemächtigt und genau ausgerechnet, daß der Hundertjährige während seiner irdischen Laufbahn 20 000 Schweine geschlachtet hatte, was zu dem Schlusse berechtigt, daß er seinen Zeitgenossen 80 000 Eisbeine dargebracht hat. Die Zahl der Würste und Wurstchen, die aus den unermüden Händen des „Doyen“ hervorgegangen sind, konnte nicht festgestellt werden, zum großen Leidwesen des erwähnten Statistikers.

Jungfrauen-Auktion. Die Stadtgemeinde St. Goar hatte in der Zeit vom 15. bis 18. Jahrhundert alljährlich eine Einnahme von 20 bis 50 Thalern aus der „Versteigerung der Jungfrauen“. Am Diermontag pfliegen sich nämlich die Jungfrauen St. Goars vor dem Rathhause zusammensetzen und wurden hier durch einen städtischen Auktionator an die jungen Burken „für den

Jahrestag“ versteigert, das heißt die für das Höchstgebot gewonnenen Jungfrauen durften das Jahr hindurch mit ihren Erwerberrn tanzen.

Die älteste Schneiderrechnung ist auf einer aus einem Tempel in Kippur in Chaldaa stammenden Steintafel entziffert worden. Es handelt sich in derselben mit vielen unverständlichen technischen Ausdrücken um die Pflanzung von 92 Bäumen, von denen 14 mit Myrthen, Aloe und Quassia durchdrüchert waren. Der Charakter der Schrift läßt annehmen, daß diese älteste Schneiderrechnung bis in das Jahr 2800 vor Christi Geburt zurückreicht.

Auf Island sind bei der meist hügeligen Bodengestaltung mit ihren flachen Böschungen und bei dem gänzlichen Mangel des Waldes höhere Gebäude, die aus praktischen Rücksichten ausnahmslos aus Holz gebaut sind, der Gewalt des Sturmes in hohem Grade ausgefetzt und fallen ihr zuweilen trotz aller Vorsichtsmahregeln zum Opfer. So ist dem „Globus“ zufolge am Sonnabend, den 20. November 1897, die Kirche zu Hagi auf der Bardaströnd im Westland durch einen Weststurm abgerissen worden. Trotzdem die Grundpfeiler mit acht starken eisernen Schienen am gemauerten Unterbaue befestigt waren, ist die Kirche vollständig zertrümmert und vom Sturme fortgeführt worden, wahrscheinlich ins Meer, denn von der ganzen Kirche sammt ihrer Ausstattung hat sich nichts mehr vorgefunden, als die beiden Glocken und einige Gewänder. Sie war erst vor fünf Jahren von dem Eigenthümer des Grundstückes Hagi, dem Kaufmann Jon Gudmundsson zu Hagen, mit einem Aufwande von 6000 Kronen errichtet worden und war eine der stattlichsten Landkirchen auf ganz Island, mit dem Thurme 21 isländische Ellen, das sind ungefähr 13,2 Meter hoch.

Die Schulverhältnisse Chinas schildert die „N. D. Lehrerztg.“: In dem „himmlischen Reich“, das seit der Erwerbung von Kiautschou auch für Deutschland mehr Interesse gewonnen hat, kennt man den Schulzwang nicht. Die Privatschulen, die sich in den größeren Orten befinden, werden nur von Knaben besucht, denn ein Mädchen braucht nach der Meinung der Chinesen nichts zu lernen. Der Knabe wird nur im Schreiben, Rechnen und Lesen unterrichtet, und als Legebuch dient schon seit 1000 Jahren das Buch, das die Lehren des Konfuzius enthält. Die chinesischen Volksschüler lernen es meist vollständig auswendig. Da die Herrschaft in China noch nicht verbreitet ist, so gehen die Kinder den ganzen Tag in die Schule. Nur eine Stunde Pause wird ihnen gewährt, damit sie essen können. Ferien sind vollständig unbekannt. Die Knaben besuchen, je nachdem die Eltern es dran wenden können, zwei, drei, ja zehn Jahre lang die Schule. Unter den Chinesen können nur 80 Prozent ihren Namen lesen und schreiben: nur 10 bis 15 Prozent vermögen noch einen einfachen Brief zu schreiben, und etwa 5 Prozent wissen etwas von der Literatur des Landes. Das ist kein Wunder, da es in der chinesischen Sprache etwa 200 000 Wörter giebt, von denen jedes durch ein besonderes Zeichen ausgedrückt wird. So ist also der Unterricht im Lesen und Schreiben sehr vielgestaltig und die Aufgabe der Lehrer und Schüler sehr schwierig.

Vom Büchertisch.

— **Sankt Georg.** Roman von G. von Stockmans. (Otto Janke, Berlin.) Das Schicksal einer alten Hypothek ist in dem zweibändigen Romane von Stockmans zum Sinnbild für die Liebes- und Leidens-Geschichte einer ganzen Familie genommen. Mit frappirender Wahrheit entrollt sich die Entwicklung des Charakters einer edlen Frau, in deren Dasein zum ersten Male die Leidenschaft eingreift; durch die edle aufopfernde That eines von der Natur vernachlässigten Mannes wird das unglückliche Weib vor Fehl bewahrt. Beide Figuren sind trefflich gehalten, ihnen wird der Leser ebenso reges Interesse entgegenbringen, wie dem ganzen Verlaufe des spannenden Romans.

— **Kollektion Hartleben.** Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen. Vierzehntägig erscheint ein Band, elegant gebunden 75 Pfg. Sechster Jahrgang (H. Hartleben's Verlag in Wien). Der bis Band 13 ausgegebene Jahrgang der „Kollektion Hartleben“ umfaßt folgende Romane: I.—III. Werthen, S. Dwyer der Liebe. — IV.—V. Benicaky-Baja, Helene v. Die Bürde der Schönheit. — VI. Mairer, Jeanne. — VII.—VIII. Wasserburger, Sina. Aboelkühne. — IX.—X. Bont-Vest. René de. Claudia. — XI.—XII. Sientiewicz, Heinrich. Quo vadis? — XIII. Serrao Mathilde. Jahr wohl mein Lieb'. — XIV.—XVI. Boborysin. P. Die Fürstin. — XVII. Groner, Auguste. Der alte Herr und andere Novellen. — XVIII.—XIX. Flemming, M. M. Bruderliebe. — XX. Kreutz, B. Nach dem Schiffbruch. Südamerikanischer Roman. — XXI. Deipit, Albert. Die Wittwe Sorbier. — XXII. Troll-Borostant, Irma v. Novellen. — XXIII. Brun Barnon, J. v. Das Verhängniß. — XXIV.—XXVI. Dinet, Georges. Der König von Paris. — Die Kollektion Hartleben bietet zu einem außerordentlich billigen Preise in jährlich 26 Bänden thatsächlich nur vorzügliche interessante Romanlektüre. Die schmucken Bände sind eine Fierde jeder Familienbibliothek nicht nur durch ihr bestechendes Neuzer, sondern auch durch fesselnden, gediegene Inhalt von guter belletristischer Literatur.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.